

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 191.

Mittwoch, 18. August.

1915.

(2. Fortsetzung.)

„Das Tantchen.“

Erzählung von Forst Bohemer.

(Nachdruck verboten.)

Geini Klevenich ging nicht mehr in Gedanken verfunken auf der Stallgasse spazieren. Er machte große Augen und entdeckte allerlei „Schweinereien“. Seinen Arger schimpfte er sich vom Herzen, und die beiden Perls, die ihre Pferde gedrückt hatten und nun kühlen mußten, bekamen noch ein Donnerwetter extra. . . . Daß auch gerade Tantchen hatte kommen müssen und noch dazu ganz unerwartet, das ließ gewisse Schlüsse zu. Also gab es einen kleinen Tanz, vielleicht sogar mit Tränen. Egal, er setzte den Dicksopf auf, ritt um fünf nach Laupischheim und verlobte sich. Für arme Mädchen schwärmte Tantchen gar nicht, das wußte er ganz genau. Bei ihrem letzten Besuch war sie mit allerlei „Vorschlägen“ an ihn herangetreten, und wieviel Dukaten die natürlich alle sehr hübschen und furchtbar lebenswündigen und kerngesunden Mädchen mit in die Ehe brachten, das hatte sie auch ganz genau gewußt. Ja, am Rhein, da steckte Geld! . . . Aber er ließ sich nicht einwickeln, i Gott bewahre! Die Emmi Böhmer hatte er lieb und ein kerngesundes, tüchtiges Mädel war sie, da streckte man sich oben für den Anfang ein bißchen nach der Decke, ganz enterben würde ihn Tantchen schon nicht, wenn auch seine beiden verheirateten Schwestern, die es gar nicht so nötig hatten, dann ein bißchen reichlicher „bedacht“ wurden. Und im übrigen mochte Tantchen getrost und voller Zuversicht leben, so lange es ihr auf dieser Gotteswelt gefiel! . . .

„Geini, Geini“, das kleine Fräulein Würmeling fiel ihrem Neffen um den Hals, sobald er die Wohnung betrat.

„Guten Tag, Tantchen, das ist mal eine Überraschung! Ja, warum hast du's eigentlich so eilig gehabt, und nun laß mich, bitte, endlich los, du machst dich ja ganz staubig! Ich will mich schleunigst waschen und umziehen!“

Schritte vollteten auf der Treppe, ein hartes Poßen, Herr Angraßer trat ein, in jeder Hand einen Marktkorb. Aus dem einen lugten zwölf Flaschen Marcobrunner, aus dem anderen fünf silberne Sekthälke.

„Guten Tag, Herr Leutnant! Da bring' ich die Stärkung, einweilen langt es wohl? Und den Rest schaff' ich in den Keller!“

Geini Klevenich lachte.

„Unterhalten Sie sich einweilen mit meiner Tante! Nebenan wird ein reichhaltiges Frühstück auf mich warten, ich will mich nur schnell ein bißchen proper machen! . . . Ha-ro-lek! Ha-ro-lek!“

„Ei jawiß, Herr Leutnant, ward ich!“

Karolek fiel ins Zimmer, schleunigst verschwand Geini Klevenich mit seinem getreuen Burken . . .

Tantchen verspürte aber nicht die geringste Lust, sich jetzt mit Herrn Angraßer in ein lärmendes Gespräch einzulassen. Also diesen trankfesten Ostpreußen am rechten Ende angepaßt!

„Haben Sie vielen Dank! Auf Sie ist doch immer Verlaß! Zwei Flaschen Marcobrunner brauch' ich jetzt nur, die anderen haben Sie wohl die Mühe mit in den

Keller zu schaffen! Und eine sowie eine Flasche Sekt, die ziehen Sie sich mit Ihrer guten Frau zur Feier des Tages nur selbst zu Gemüte!“

Solches „Zemütezichen“ hatte doch wenigstens noch einen Sinn! Herr Angraßer bedankte sich schon und war froh, als er die Tür wieder im Rücken hatte. Denn daß in der nächsten Stunde nicht der Segen zu einer demnächst stattfindenden Verlobung erteilt wurde, das war sonnenklar! Da brauchte man nur dem sonst so lustigen Fräulein Würmeling ins Gesicht zu sehen.

Die hatte im Wohnzimmer den Frühstückstisch gedeckt mit all den schönen Schlemmerachen. Sie wußte ja ganz genau, wo alles stand. Nun lief sie aufgeregter um den Tisch herum und wartete auf ihren Neffen. Wie lange der zum Umziehen brauchte. Und dabei half ihm noch der Karolek. Diese Leutnants waren doch eine vernünftige Gesellschaft! . . . Ein bißchen anders hatte sie sich den Empfang heute vorgestellt, wenn sie auch bitterernst mit ihrem Neffen reden mußte! Auf der langen Bahnfahrt hatte sie sich einen Kriegsplan zurecht gelogt, der war nun freilich nicht mehr anwendbar. Da wurde ihr doch etwas ängstlich zumute. Und als sie gerade darüber grübelte, wie sie dem Geini am besten diesen dummen Gedanken aus dem Kopfe treiben könnte, trat er ein, geschniegelt und gebügelt, im funkelneuen Überrock.

„Hab' ich mir's doch gedacht, Tantchen! Die reine Bescherung! Und einen Mordshunger hab' ich auch!“

Fräulein Würmeling sah ihn ängstlich an. Sagte ihr Liebling denn nicht mehr? Nein, der stand da mit einer dicken Wulst über der Nasenwurzel und zog sich nervös seinen Überrock glatt, obgleich der saß wie angegossen. Und warum sie gekommen war, das schien er auch ganz genau zu wissen.

„So nimm doch Platz, Geini, und ich, du mußt doch ganz ausgehungert sein. Ich hab' schon im Speisewagen zu Mittag jeßsen!“

Er setzte sich, aß wenig von den köstlichen Speisen, aber ein paar Gläser Marcobrunner trank er hastig. . . . Über dieses Fräulein Böhmer mit ihm sprechen wollte sie nicht ohne weiteres, er mochte von ihr zu reden anfangen. Denn daß er herausgefühlt hatte, warum sie gekommen war, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Sie ging also auf Umwegen auf ihr Ziel los. Anscheinend seien von den schön geschliffenen Gläsern eine ganze Anzahl kaputt gegangen und ein paar ange-schlagene Teller habe sie auch entdeckt, Meißener Porzellan sei so schrecklich teuer, und einen Haushalt zu unterhalten, koste heutzutage eine ganze schreckliche Menge Geld.

Während sie das sagte, zuckte Geinis Oberlippe, auf der ein kurzgehaltener, blonder Schnurrbart lag, ein paar mal nervös, über sein geschorenes Haar fuhr er sich mit der flachen Hand und schließlich tat er das Schlaueste, was er tun konnte, er lachte hell auf. Freilich, es klang ein bißchen nervös.

„Na ja, Tantchen — und so uftig wie heute haben wir uns wohl noch im ganzen Leben nicht gegenüber gefeffen!“

Und weil er nicht weiter sprach, sprang sie auf und fiel ihrem Liebling um den Hals.

„Geini, Geini, warum hast du kein Vertrauen mehr zu mir? Wie mir das weh tut, in Worten läßt sich das überhaupt nicht ausdrücken!“

„Erlaube mal, Tantchen, — ja, wenn du mich immer so abficht, dann kann ich doch nicht reden —. Also das ist ein großer Irrtum! Wie kam ich denn dazu, zu dir kein Vertrauen zu haben? Solche Undankbarkeit gibt's doch gar nicht auf der Welt! Aber im Lauf der Jahre wird man zum Mann. Da kann ich mich doch nicht bei jeder Gelegenheit an deinen schwarzseidenen Rock hängen! Und vor einer Entscheidung steh' ich, gerade heute, Tantchen — ich muß nämlich nachher wegreiten —, die ich allein herbeiführen muß! Du bist im Bilde, o, ich weiß, dir les' ich doch jeden Gedanken und jede Sorge vom Gesicht, aber bei der Entscheidung, weil sie eben so schwerwiegend für mich ist, da darf mir niemand dazwischen reden, selbst du nicht!“

Da griff Fräulein Wümmeling in ihre Handtasche.

„Geini, ich hab' hier eine Auskunft . . .“

Da wurde er aber ernstlich böse.

„Vieles Tantchen, was dir da mitgeteilt worden ist, will ich gar nicht wissen. Daß Böhmers nicht glänzend dastehen, weiß ich ganz allein! Dafür bin ich, Gott sei Dank, nicht ganz unbeteiligt, also, es wird schon gehen! Morgen fährst du mit nach Laupischheim, ich denke, du wirfst ein Herz und eine Seele mit Fräulein Emmi Böhmer werden — und dann lernen wir alle drei das Leben wieder!“

Aber Tantchen ließ sich nicht einwickeln. Sie rang die Hände. Ob er denn etwa glaube, sie werde einen Zuschuß zahlen? Geschenke, das sei etwas anderes, aber ihre Zinsen gebrauche sie auf bis auf den letzten Pfennig, und wenn sie auch über ein ansehnliches Kapital verfüge, zwischen ihm und seinen beiden Schwestern werde die Erbschaft gerecht verteilt, und ans Sterben dachte sie vorläufig trotz ihrer zweiundsechzig Jahre noch lange nicht!

Da gingen dem Geini die Nerven vollends durch. An die Erbschaft zu denken, wäre ihm nicht im Traume eingefallen, und auch an einen Zuschuß nicht. Er heirate Fräulein Böhmer, und wenn sie auch weiter nichts in die Ehe mitbringe als das, was sie auf dem Leibe habe. Er sei verliebt bis über beide Ohren und damit holla!

Alles Händeringen, Vorstellen, was ein Offiziershaushalt koste, nützte gar nichts. Der Geini winkte mit der Hand ab und tat einen tiefen Atemzug, als endlich Senta's Hufe vor dem Hause auf dem schlechten Pflaster klapperten.

„Also Tantchen, nun reite ich los! Verzeih! Aber ich hab' mich angelastet und will ins reine kommen, so oder so! Und damit du nicht im entferntesten auf den Gedanken verfallen könntest, ich rechnete im stillen mit deiner Hilfe, hab' ich dir nichts geschrieben. Woher du deine Weisheit hast, darüber reden wir morgen gelegentlich, denn das ist jetzt ganz nebensächlich. Ich kann's nicht ändern, daß du heute allein hier bleiben mußt!“

Fräulein Wümmeling saß ganz zusammengesunken da und sagte gar nichts mehr. Da rannte also der Jung in sein Unglück! Sie war machtlos, hatte getan, was sie konnte. Und hatte nur die stille Hoffnung, dieser Herr Böhmer werde hoffentlich so vernünftig sein und ein Nachwort sprechen . . . Nicht einmal die Hand hatte ihr der Geini gegeben, rausgeschlirt war er aus dem Zimmer in seiner Dickköpfigkeit . . . Da trat sie ans Fenster. Was war die „Senta“ für ein hübsches Pferd. Und wie elegant sich der Jung in den Sattel schwang. Das Pferd stieg, feilte, wollte losrasen, aber der Geini hielt es fest in der Hand, zwischen seinen Schenkeln. Ein schönes Geld mochte das Tier gekostet haben, hatte der Jung erst Frau und Kinder, würde er

sich solch ein Pferd nicht mehr leisten können. Ach, wenn es das nur wäre! Aber was in der Auskunft über Herrn Böhmer stand, da bekam er womöglich den noch mit auf den Hals, und dann klag die Diebe zum Fenster hinaus! . . . Da schrieb sie schleunigst an den Oberleutnant von Rauschenberg ein paar Worte, er möge doch die Güte haben und gleich einmal zu ihr kommen, ihr Kesse sei nach Laupischheim geritten. Dann ging sie in den Stall zu Karolek und schärfte ihm ein, den Brief persönlich dem Herrn Oberleutnant zu geben.

Karolek wischte sich nach seiner Angewohnheit erst die Hände am Hosenboden ab, nahm den Brief und hob den Zeigefinger der rechten Hand hoch, dazu machte er sein verschmicktes Gesicht.

„Versennlich! Weiß ich! 'rr Oberleitnant ist sich aus Heischen, wenn er kommen darf zu gnädiges Fräulain aus Dü—Düsseldorf! Reddet sich sehr viel von Tante, wenn kommt zu 'rr Leitnant meiniges!“

„Also schnell, Karolek, es gibt auch ein Trinkgeld!“

Und als Fräulein Wümmeling die Wohnung wieder betrat, war Frau Angrabeit dabei, das Bett im Fremdenzimmer zu beziehen. Kupferrot waren ihre Backen von der Arbeit geworden — und der Aufregung. Es wurde höchste Zeit, daß man ein bißchen deutlich über den Herrn Leutnant und die ihr wohlbekannten Verhältnisse in Laupischheim sprach. Denn die Handwerker im Städtchen hielten zusammen und tauschten am Bierisch ihre Erfahrungen aus. Man bekam ja sein Geld in Laupischheim schließlich, aber Geduld mußte man schon haben. Und dann der Herr Leutnant Klobenich war ein sehr angenehmer Mieter, so einen bekam man keinesfalls wieder.

„Gnädiges Fräulain, Harriott nee, watt hab' ich meinem Ollen zugesagt, er soll an Sie schreiben!“

Fräulein Wümmeling wollte sich nicht in eine Auseinandersetzung einlassen, denn es war nun doch zu spät, und Herr v. Rauschenberg würde bald kommen. Redete sich Frau Angrabeit fest, würde man sie gar nicht wieder los.

„Ich bin ja nun da und morgen ist auch noch ein Tag, Kopfschmerzen habe ich auch, gehen Sie nur, Frau Angrabeit, ich werde schon allein fertig!“

Aber die wollte davon nichts wissen. Sie überzog das Bett weiter und redete vor sich hin. Und was Fräulein Wümmeling durchaus hören sollte, sagte sie auch ganz deutlich. „Egal Rauschereite nach Laupischheim!“ — „Nicht die Butter uff's Brot!“ — „Die Scheinheit is man sehr verjänglich!“ — „Im Feldbeutel muß auch Bildung sitzen.“

Da hatte Fräulein Wümmeling genug und entfernte sich . . .

(Fortsetzung folgt.)



Besser wissen und das Bessere wissen, ist zweierlei.

Der Geburtstag des Krieges in der Front

(Auch ein Feldpostbrief.)

Geschrieben in Rußland, 1. August 1915.

Plötzlich war die Erinnerung gekommen, ganz plötzlich. Jemand einer hatte halb gefragt, halb es gesagt: Jetzt muß es bald ein Jahr her sein, daß wir ins Feld rückten. . . ? Man rechnete nach. Es stimmte. Man entsann sich — richtig, am 1. August, nachmittags 5 Uhr — war die Kriegserklärung erfolgt. Und es war ein Samstag; alle kamen von ihrer Arbeit, durchgittert von dem längst Geahnten, Gefürchteten, durch die aufregenden Tage zuvor Vorbereiteten, und doch, nun es in Erfüllung getreten war, überrast und erschreckt. Der sonnenklare Tag erhielt plötzlich ein anderes Aussehen. Der Tag der Kriegserklärung war unendlich lang. Der erste Tag der Mobilmachung machte ihm erst ein Ende. Ganz anders, ruhig, gefaßt war alles mit einemmal. Die aufstrebende Hornesbegeisterung hielt zwar an, war aber still geworden und machte allmählich einer stahlharten Entschlossenheit, jenem un-

erschütterlichen „Wir müssen siegen“ Plah. Im Sturm ging es gegen die Feinde vor, deren Zahl sich von Tag zu Tag mehrte, nicht im weissen Siegestaumel, aber immer in jenem granitenen Bewußtsein „Wir müssen siegen“. Die ersten Schläge fielen wuchtig, deutsch. Die Feinde wurden geworfen, wo deutsche Heere sie trafen. Und heute? — Heute hat Deutschland militärisch schon auf allen Fronten gesiegt. Es wird endgültig siegen, weil es siegen muß. . .

So kam uns die Erinnerung, so spielten die Gedanken, so formte sich unser Wille. Es war auf dem Marsch östlich L., mitten im Feindesland. Die Sonne stach grell; der Sand war loder und weich. Wir alle waren hungrig und müde — und dennoch, immer vor uns, über uns, mit uns dieses stählerne „Wir müssen siegen“.

Es kam die Nacht: wir glaubten, es würde unser Nachtquartier sein — ein Biwad unter russischen Eichen, wie wir schon manches hinter uns hatten. Wir hatten gezeltet und für unsere Pferde gesorgt. Die Mannschaft ruhte. Da kam die Meldung; es hieß: „Weiter vorwärts!“

Der Aufbruch begann, und mitten drin gab es — Post. Heimatspost. Nach langen Tagen die erste Post wieder. Mitten in den Hunger hinein die Liebesgaben der Freunde aus der Heimat. Und es gab Brot und Käse. War es das, oder war es ein anderer Grund — eine Stimmung, wie sie die Abteiler noch nicht gesehen hatte, wachte plötzlich auf. Wir sangen! Wohl ging es oft genug durch tiefen Sand und schwer genug zu Fuß, aber das Lied verstummte nicht; die leuchtende Stimmung hielt an. Heimatspost! Am Tage des Kriegsgeburtstages. Nicht die glühendste orientalische Phantasie wäre imstande gewesen, eine so farbenprächtige, alle Sehnsucht erfüllende Kata Morgana vorzaubern, wie dieser Kriegstag das Heimatsbild gestaltete.

So ging es in die künftige Nacht hinein. Ein granatenerkerter Kiefernwald mit niedergebrosenen, vom Feuerregen zerspaltenen Kronen am Weg. Verlassene, zertretene, zerschossene Schützengräben. Ein Feld, das deutsche Kanonen gepflügt hatten. Dann und wann ein stilles Grab. Das waren die Wahrzeichen des Todes, die zu uns sprachen. Und dennoch — das Lied verstummte nicht, das todbereite, lebensfrohe Reiterlied. Ein verödetes Gut, die Riesenhäuser äde und leer, die Fenster Scheiben zersprungen, die Türen aus den Angeln und zertrümmert; nur ein einfaßes Licht aus einem Kellerfenster — die Behausung einer Begwache. Stille Dörfer von rauchgeschwärzten Schornsteinen. Die Häuser um die klagenden Herde standen einstmals, nur brandverlohlte Stellen gaben Spur von ihnen.

Bis plötzlich Licht aus der Dunkelheit brach. Erst ein einziger roter Schimmer, dann mehr und immer gelbglühende Nachtfeuer. Und Musik. Unser Gesang verstummte vorn Nadely-Marsch. Unsere Bundesbrüder im Heerlager. Eine Gemütlichkeit, ein Wohlbehagen — wir wurden fast ein wenig neidisch. Ganz gewiß aber wurden wir es, als wir an einer lichterfüllten Laube vorüberschwenkten, in deren Mitte ein langer Tisch mit wohl einem Duzend unserer Seppis rundum und mindestens drei Duzend Bierflaschen darauf prangten. Was da nicht alles mit einemal in uns lebendig wurd! Zufällige Erinnerungen stiegen auf; seltsame Bilder der Vergangenheit erwuchsen aus der Nacht und hoffnungsfrohe Zukunft. So weit hatte uns der Nadely-Marsch begleitet; die Klänge der Ungarnkapelle extranken allmählich im Staub und Nebel unserer Fahrt.

Da — andere Töne. Eine deutsche Kapelle spielte unseren Soldatenpsalm „Nun danket alle Gott . . .“ Die frohen, fast zu frohen Bilder verflohen; die Wirklichkeit griff nach uns, nicht mit trüber, armerlicher Hand, sondern mit erstem, festen Griff. Ein Kriegsjahr lag hinter uns, ein glücklich überstandenes Kriegsjahr. Viele waren unter uns, die vom Beginn des Kriegs an durch alle Gefahren und Anstrengungen hindurchgekommen waren, ohne jede Verwundung, ohne einen Tag Krankheit. In der Tat — „Nun danket alle Gott . . .“ Das Lied und die stillen, zähen Gedanken, die es geweckt hatte, begleiteten uns des Wegs, bis auch seine Klänge von der Nacht verschlungen und der rollende Donner der Geschütze und das ferne Geknatter des Kleingewehrfeuers sie ablösten.

Da machten wir Rast. Das war unsere Nachtmusik, die uns in den festen, unerschütterlichen Schlaf der Feldsoldaten sang.

Das war unsere Feier des Geburtstags des Kriegs.

L. R. F., zurzeit Kriegsfreiwilliger.

Aus der Kriegszeit.

Eine wadere Patrouille. Beim württembergischen Landwehr-Infanterie-Regiment 123 war beobachtet worden, daß sich auf einer etwa 600 Meter vor der Front befindlichen Höhe eine neue feindliche Feldwache mit vorgeschobenem Posten, geschützt durch mehrfaches Drahthindernis, eingegraben hatte. Leutnant der Reserve Müller aus Ludwigsburg von der 4. Kompanie erhielt den Auftrag, mit 25 Mann den vorgeschobenen Posten auszuheben. Gegen 11 Uhr abends erreichte er das erste Drahthindernis; dort erhielt er starkes Feuer, das jedoch nach einiger Zeit verstummte. Als Zeichen des Zurückgehens war das Abfeuern einer weißen Signalpatrone verabredet; als um 1 Uhr 30 Min. früh ein weißes Lichtzeichen beobachtet wurde, zogen sich die als Seitenpatrouillen eingeteilten Leute — in der Annahme, es sei das verabredete Zeichen — zurück, nur Leutnant der Reserve Müller, Feldwebel August Rahm aus Gernsbach (Waden) und vier andere blieben am Feind. Leutnant Müller kroch an der Spitze seiner fünf Leute auf 40 Meter heran; als ein Mann über einen Stolperdraht stürzte, alarmierte der feindliche Posten die nur 60 Meter rückwärts befindliche stärkere Feldwache. Leutnant Müller rief: „Schießen und drauf!“, durchbrach das letzte Hindernis und stürzte seinen Leuten immer voraus, auf dem feindlichen Posten los. Dem ersten Gegner entriß er aus dem ersten Anschlag das Gewehr und schlug ihn damit nieder, in der gleichen Weise erledigte er noch 4 bis 5 andere mit ihren Gewehren. Hinter ihm waren inzwischen Feldwebel Rahm und die übrigen Leute vorgezogen, stießen und schossen nieder, wen sie erreichen konnten. Der feindliche Posten war vollständig ausgehoben: 3 Gegner lagen tot, 2 schwer verwundet um den Schützengraben 2 entkamen verwundet. Da die Aufgabe erfüllt war, und die Morgendämmerung anbrach, zog sich die Patrouille vor der im Laufgraben herankommenden feindlichen Feldwache wieder auf unsere Vorposten zurück. Zwei verwundete Gefangene nahm sie noch mit und erreichte trotz starken Plantenfeuers ohne Verluste ihre Kompanie.

Aus Mitans Lebenszeit. Dem Briefe einer Deutschen aus Mitau, der uns zur Verfügung gestellt wird, entnehmen wir die folgende ergreifende Schilderung der schweren Prüfungen, die die Stadt in der letzten Zeit durchlebt hat: „Unsere Herzen sind voll großen Dankes zu Gott, der uns endlich erlöst hat. Die Wasser gingen allzu hoch über unsere Seele — aber Gott sei gelobt, der uns geholfen hat. Nun sind die Deutschen hier in Mitau, und man hat ein Gefühl des Geborgenseins. Wie unbeschreiblich schwer dies letzte Jahr war, kann man kaum sagen; europäischen Ohren muß es wie Rüge klingen, wenn wir alles erzählen wollten — Gott sei Dank, es ist torüber — für uns hier. Alle unsere armen Menschen in der Verbannung, die möge Gott in seinen besonderen Schutz nehmen. Man mag gar nicht daran denken, was denen noch bevorsteht — den Landeskindern von der eigenen Regierung! Aber Gott ist stärker als Menschenlosigkeit. Das haben wir die letzten Tage so herrlich erfahren. Als die Deutschen immer näher kamen, wurde hier von dem Russen vieles verwüstet, Fabriken gesprengt, verbrannt, Nahrungsmittel vernichtet und weggeführt. Die letzten Nächte war man ganz umgeben von Feuerschaden, und Bomben und Kosaken hinderten die Bösbarkeit. Zum Sonntag sollten die Kosaken die Häuser plündern. Sie hatten sich besprochen, wer welche Straßen nimmt, und zogen in Rotten aus, die Offiziere ermunterten sie. Nachdem sie dann über Weinslöden hergefallen waren und sich schrecklich betrunken hatten, wurde es immer schlimmer, und wir fühlten uns wie David in der Löwengrube zwischen Letten und Russen; und dann kam das deutsche Heer immer näher, und es pffiff und heulte durch die Luft und im Holzhaufe im Garten vor meinem Fenster, wurde eine Scheibe von einem Granatsplitter eingeschlagen, und doch hatte man immer das Gefühl: Gott ist unwandelbar gnädig, und was können uns Menschen tun? Mama und meine Schwester waren sehr ruhig. Die anderen Bewohner des Hauses hatten sich im Keller eingerichtet. Mama sagte, hier und dort ist Gott — wo soll ich hingehen? So saßen wir ruhig im Wohnzimmer, das keine Fenster nach außen hat. Später, als Mama sehr müde wurde, legte sie sich ins laute Rannendonner auf ihr Bett und schlief ruhig — und als es

wieder munter wurde, war alles still, und am Ende unserer Straße sah man deutsche Soldaten! Sie faltete die Hände, und die Tränen rollten, und die Soldaten gogen in solchen Mengen vorbei und viele grüßten und winkten, und Mama nahm eine große Dede von ihrem Arbeitskorb und winkte mit Macht. Uns ist dies eine Erlösung aus einem unseeligen und unwürdigen Joch. Wenn der Herr die Gefangenen Pions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Nun haben wir doch endlich ein Vaterland. Gott sei gelobt dafür. Wollte Gott doch endlich Frieden geben und dann unsere armen Verbannten (viele Deutsch-Polken sind von der russischen Regierung verschickt worden) heil und gesund heimführen. Mir ist es ganz ungewohnt, einen Brief zu schreiben, ohne Angst und ohne zehnmal Umdrehen und Überprüfen jedes Wortes, ob es einen nicht in die Verbannung bringen wird. Ja, ich kann nicht sagen, wie es war, alles war ganz still, ganz öde, nur am Ende der Straße sah man fremde Menschen (deutsche Soldaten) stehen, die doch so bekannt und lieb aussehten. Daß darauf flutete es in die Stadt, frisch, fröhlich, kein Kranker dabei, alles lebendig und froh, und so viele. . . . Jetzt wird eifrig gearbeitet und viel Wasser verbraucht. Haupt-sächlich arbeiten Jungs. . . . Die alte Baroness von — sie ist über 80 Jahre alt — mußte, als die Deutschen anrückten, auf Befehl der russischen Regierung in 24 Stunden Mitau verlassen und sich nach Warschau begeben, weil sie unter der Adresse einer in neutralen Ausland lebenden Freundin an ihren alten Bruder nach Deutschland geschrieben hatte.“

An der holländisch-belgischen Grenze. Seit einiger Zeit wird von der deutschen Militärbehörde, so schreibt uns ein Mitarbeiter aus Antwerpen, die belgisch-holländische Grenze auf solche Weise versperrt, daß es in Zukunft den heimlichen Überbringern von Konterbande und verbotenen Briefen nur schwerlich möglich sein wird, aus dem Gebiet der deutschen Verwaltung in Belgien zu entfliehen. Alle Stellen, an denen man die holländische Grenze passieren kann, werden mit einem großen Drahtnetz umzäunt, durch das ein elektrischer Strom führt. Einige Holländer, zumeist aus der Provinz Zeeland, denen die deutsche Regierung gestattet hat, ihre in Nordbelgien liegenden Güter zu bestellen, sind wiederholt Zeuge gewesen, welche verhängnisvollen Folgen jedes unbefugte Überschreiten der Grenze nach sich zieht. Das „Algemeen Handelsblad“ gibt von dieser Grenzsperrung und den neuen durch sie geschaffenen Verhältnissen ein anschauliches Bild. Die Schließung der Grenze mittels elektrischer Drähte nähert sich ihrer Vollendung. Sie ist jetzt fortgeschritten bis Middelburg in Friesland. Und man schickt sich an, auch den letzten Teil zu legen, von Middelburg bis Knoke. Nicht nur deutsche Soldaten arbeiten an der Versperrung; auch Bürger aus Knoke; sie sind dazu verpflichtet, aber empfangen einen guten Taglohn, nämlich 5 Franken. Mit einem riesigen Lastauto werden sie jeden Morgen an die Grenze befördert. Auch über den Kanal zwischen Brügge und Sluis soll der Draht gelegt werden, aber so hoch, daß ein Schiff unbehelligt unter ihm hindurchfahren kann. Noch immer scheint man sich der Gefahren dieser Versperrung nicht völlig bewußt zu sein. Immer wieder wird ein Schmuggler oder ein Kurier das Opfer seiner Versuche, den Draht zu überschreiten. In den letzten Tagen noch kam auf diese Weise bei Sint Laurens ein Belgier ums Leben. Er versuchte, über den Draht zu springen, aber blieb mit seinem Fuß stecken, schlug vorn über und kam unmittelbar mit dem vollen Strom in Berührung. Sein toter Körper hing schwarz-verbrannt am Draht und wurde später weggeräumt. Wie viele Menschen werden noch als Opfer fallen, ehe man begreift, daß mit diesem Draht nicht zu spotten ist. Merkwürdig, wieviel Hunde, Katzen und Hühner am Draht hängen bleiben. Die deutschen Soldaten veranstalten ab und zu eine Treibjagd, die Hasen werden zur elektrischen Leitung getrieben, die dann für sie die Arbeit verrichtet. Immerhin begreift man, daß der wahre Schmuggler und Kurier sich von der Gefahr nicht abhalten läßt, und die sonderbarsten Mittel werden erfunden, um ihr zu entkommen. Mag es auch dem oder jenem doch einmal gelingen, die Grenze zu überschreiten, — die neue Versperrung funktioniert doch vorzüglich, und es gehört zu den Ausnahmen, wenn jemand hinüberkommt. Wenn nun bald der Draht in seiner ganzen Länge gelegt und die Ernte geborgen ist, dann wird es so ziemlich unmöglich, die Grenze zu überschreiten. Die Ernte in Belgien

an der holländischen Grenze steht übrigens prächtig. Durch die deutschen Behörden wird alles aufgelaufen. Die Bauern dürfen behalten, was sie für eigenen Gebrauch nötig haben. Den Rest erhalten sie ausgezahlt, nicht in Gutscheinen, wie das bei Requisitionen geschieht, sondern in Geld. Auch die Holländer, die auf belgischem Gebiet ihr Gut haben, müssen gegen gleiche Bedingungen ihre Ernte zur Verfügung stellen. Im Frühling konnten sie keine Erlaubnis erlangen, ihr Land selbst zu bearbeiten. Die deutsche Verwaltung meinte, sie müßten zu diesem Zwecke nur die Belgier verwenden. Aber wie sollte man die belgische Hilfe bekommen, wenn man nicht über die Grenze durfte? Durch das Entgegenkommen der deutschen Regierung ist diesem Uebelstand ein Ende bereitet worden. Die Bauern erhielten für sich und eine bestimmte Anzahl Arbeiter Pässe und konnten nun ihr Land bearbeiten. Freilich nur unter dieser Bedingung: man durfte mit keinem Belgier sprechen, nicht einmal ein Wort wechseln. Und als vor einiger Zeit einer der Bauern dieses Gebot übertreten hatte, wurden für 4 Tage alle Pässe eingezogen, während der Schuldige für immer seiner Erlaubnis verlustig ging. Einige Holländer fürchteten, die Deutschen würden die Ernte selbst und ohne jedwede Vergütung einziehen und bergen; deshalb machten sie von der Erlaubnis gar keinen Gebrauch und ließen ihr Land unbearbeitet. Es zeigte sich, daß diese Furcht völlig unbegründet war. Wohl müssen die holländischen Bauern alles jenseits der Grenze stehen lassen, sie dürfen nicht einmal mitnehmen, was sie für eigenen Gebrauch benötigen, aber sie werden vorzüglich bezahlt. Nur der Verkauf von Heu geschieht zu ihrem Nachteil. Für 1000 Kilo empfangen sie 60 Franken, während sie in Holland für dieselbe Menge 40 Gulden geben müssen. Für das Getreide aber werden hohe Preise bezahlt. In früheren Jahren schwankte der Preis für Weizen zwischen 80 und 110 Gulden, jetzt empfangen sie für dasselbe Maß 360 Franken. Die besten Preise also, die je in Holland erzielt wurden. Die Auszahlung geschieht nach Belieben in Franken oder Mark. Die Holländer, die jenseits der Grenze arbeiten, haben auch mancherlei gesehen von neuen Befestigungen und Schanzwerken. Was sie aber in dieser Hinsicht gehört oder gesehen, dürfen sie nicht berichten.

*** Jaurès als Professor.** Unter den vielen Erinnerungen, die anlässlich des Jahrestages der Ermordung Jaurès' in den französischen Blättern veröffentlicht wurden, ist ein Bericht besonders interessant, der Jaurès als Universitätsprofessor schildert. Im Jahre 1883, im Alter von 24 Jahren, war Jaurès Lehrer am Lyceum in Albi, in Languebec, und ein Jahr später wurde er zum Professor der Philosophie an der Universität von Toulouse ernannt. Über die Sitzungen, die Jaurès als Professor an den Tag legte, erzählt einer seiner einstigen Hörer im „Temps“: „Jaurès sprach langsam, jedes Wort artikulierend. Doch sein Vortrag wurde durch keinerlei Zwischenbemerkungen unterbrochen. Nur selten war seine Rede von Gesten begleitet. Er stieg meist von seinem Stuhl herab und schritt im Saale auf und ab. Er improvisierte fast niemals. Und wenn er die letzten Sätze des Vortrages aus irgendeinem Grunde wiederholte, so gebrauchte er genau dieselben Worte wie vorher. Hier und da machte er eine Pause, um sich freundschaftlich mit den Hörern zu unterhalten. Schon zu jener Zeit kümmerte Jaurès sich wenig um seine äußere Erscheinung, um den Schnitt seines Anzuges und die Form seines Hutes. Er schien keinerlei Interesse dafür zu haben. In einem regnerischen Spätherbst trug er noch immer seinen Sommerhut aus Stroh, trotzdem die Krampe bereits völlig aufgeweicht war und herabzufallen drohte. Sein Schamgefühl war sehr groß. Als er einmal beim Vorlesen eines wissenschaftlichen Werkes zu einer nicht sehr bedeutigen erotischen Anspielung kam, wurde er fassungslos, klapperte das Buch heftig zu und erging sich in enttäuschten Ausdrücken gegen den Autor. Die Hörerschaft Jaurès' bestand in Toulouse nur aus sechs oder sieben Kandidaten, und die Vorlesungen wurden dreimal wöchentlich abgehalten. Trotz seines Wortreichtums und der außerordentlichen Deutlichkeit der Ausdrucksform war Jaurès fast niemals von seinem vorher festgesetzten Text ab. Er mengte damals nur wenig Tagespolitik in seinen Vortrag, beschäftigte sich dafür aber um so eingehender mit politischen Theorien und Prinzipien.“



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Erinnerungsblätter aus der Zeit des letzten Herzogs von Nassau.

Es ist selbstverständlich, daß die Bevölkerung eines Kleinstaates in nähere Beziehungen zu ihrem Herrscherhaus tritt als diejenige eines Großstaates. In manchen deutschen Kleinstaaten haben vor Zeiten zwischen Fürst und Volk wahrhaft patriarchalische Verhältnisse bestanden, die ungemein freundlich berühren, mag man sich sonst zur Kleinstaaterei stellen wie man will. Die intimen Beziehungen zwischen Duodezfürst und Volk äußerten sich naturgemäß am erkennbarsten bei allerlei Hoffestlichkeiten, und hier besonders bei allen fröhlichen und traurigen Ereignissen in der Familie des Landesherrn. Das Leben und Treiben der Fürstenhöfe war dem Volke näher gerückt; mag auch manches, was uns heute aus alten Blättern von lauter, fast überlauter Teilnahme entgegentritt, mit welcher das Volk die Familienbegebenheiten seiner Fürsten begleiteten, in der Hauptsache auf Dekrete zurückzuführen sein, so bleibt doch noch genug übrig, was von einem warmen, herzlichen und ungezwungenen Mitempfinden zeugt, von einem Mitempfinden, zu dem sich in unserer Zeit das Volk in seiner Masse nimmermehr aufzuschwingen vermag!

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war freilich die Zeit des patriarchalischen Tones im Verkehr zwischen Fürst und Volk bereits ziemlich vorüber. Der Blick des Volkes wurde durch den wachsenden Verkehr, durch die weiter und weiter gezogenen Interessentkreise mehr und mehr über die engen Grenzen des von ihm bewohnten Landes hinwegelenkt, und die unausbleibliche Folge war, daß sich seine kindliche naive Bewunderung des eigenen Fürstenhofes verringerte. Das Geräusch der kleinstaatlichen Fürstenhöfe, das bis dahin in Friedenszeiten den ersten und interessantesten Unterhaltungstoff bildete, ging zum großen Teil unter in dem gewaltigeren und mannigfacheren Lärm, der aus immer entfernteren Zonen hereingetragen wurde in die trauliche Enge des heimischen Ländchens. Aber so lange die Kleinstaaten noch durchaus selbständige Staatsgebilde waren, so lange die Fürsten dieser Kleinstaaten sich noch mit der Würde souveräner Machtvollkommenheit bekleiden konnten, so lange war das Volk noch herzlich bei der Sache, wenn Glück oder Unglück in das Haus des Landesherrn seinen Einzug hielt.

Am 24. Juli 1817 wurde Herzog Adolph als drittes Kind des Herzogs Wilhelm und der Herzogin Louise in Viebrich a. Rh. geboren. Das ganze Herzogtum feierte diesen Geburtstag als einen Freudentag und es zeigte sich, daß das nassauische Volk in jener Zeit der herzoglichen Familie ehrlich zugetan war. Es existieren aus jenen Tagen noch eine stattliche Anzahl von Glückwunschartreßen, Glückwunschedichten usw., teils von einzelnen Bürgern dem Fürstenhaus gewidmet, teils von Staatsdienern und kommunalen Körperschaften. Sie sind sich untereinander ziemlich ähnlich und es genügt daher, wenn ich mich auf die Mitteilung einiger Strophen eines einzigen Glückwunschedichtes beschränke, desjenigen, mit dem die „getreue Bürgerschaft der Stadt Weilburg ihre Worte der Freude und Wünsche der Liebe und Treue dem erhabenen Fürstenpaar Wilhelm und Louise bei der freubereichen Geburt des durchlauchtigsten Erbprinzen“ entgegenbrachte:

„Sie ist erhört, die oft gescheh'ne Bitte,
Dein und des Landes heißer Wunsch erfüllt!
Ein Prinz! schallts durch des frohen Volkes Mitte,
Dem sich ein neues, künft'ges Glück enthüllt.“

Der Eltern Stolz, des Vaterlandes Segen,
Der Menschheit Fierde wird sein Name sein;
Ihm werden unsre Herzen allerwegen,
Wie seinen Eltern, Lieb' und Ehrfurcht weih'n.“

Bei der Taufe des Herzogs Adolph bestimmte der Gemeinderat von Viebrich-Wiesbach „auf Verlangen sämtlicher Bürger“ folgende Feierlichkeiten: „Der Gemeinderat versammelt sich um 8 Uhr auf dem Rathaus, wo das für den Erbprinzen bestimmte Kleid „sämtlicher Gemeinde“ vorgezeigt, ein Protokoll darüber abgefaßt und zum Andenken in das Gemeinde-register niedergelegt wird, die Bürgerschaft, sowohl zu Fuß als zu Pferde, rückt um 9 Uhr aus, worauf sie sich sodann mit Musik begleitet zum Rathaus begibt. Dasselbst befinden sich mehrere hierzu weißgekleidete Bürgertöchter, von welchen das Kleid auf einem Kissen in feierlichem Zuge der sämtlichen Bürgerschaft nach dem Schlosse getragen wird. Allda am neuen Bau wird daselbe von dem Ortsvorstand und den sämtlichen Bürgeroffizieren durch die Mädchen Ihrer Erzellenz der Frau Oberhofmeisterin von Rinsberg untertänigst überreicht, welches Ihre Erzellenz die Frau Oberhofmeisterin im Namen Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin in Empfang nimmt. Darauf begibt sich der feierliche Zug wieder aus dem Schlosse und wird um zwei Uhr bei der hohen Tauschhandlung wieder versammelt sein und im Garten des Schlosses paradien. Der ganze Tag geht in Festlichkeiten verschiedener Art vorüber. Abends ist ganz Viebrich erleuchtet und mit Kränzen und Bäumen gezieret. Ewig unvergesslich wird dieser wichtige Tag allen treuen Bürgern und ihrer Nachkommenschaft bleiben. Im Namen sämtlicher Bürgerschaft: Gottschalk, Oberschultheiß.“

Auf einem fliegenden Blatt, gedruckt in der L. Schellenbergischen Hofbuchdruckerei, finde ich ein „Lied am Geburtstagsfeste des durchlauchtigsten Herzogs Adolph von Nassau, den 24. Juli 1841.“ Der Verfasser hat sich nicht genannt; das Lied, der preussischen Königshymne nachgebildet, lautet:

„Heil unserm Herzog, Heil,
Heil Nassaus Herzog, Heil,
Dem Herzog Heil!
Heil ihm aus Gottes Hand,
Ihn und das Vaterland
Segne des Höchsten Hand.
Dem Herzog Heil.“

In seiner Krone Glanz
Bindet der Liebe Kranz
Ein treues Volk.
Liebe, die nie verblüht,
Dank, der im Herzen glüht,
Treue, die nimmer flieht,
Weißt ihm sein Volk.

Gott gieße Segen aus
Auf Fürst und Fürstenhaus
Mit reicher Hand!
Friede und Freude wohn'
Ihm unseres Fürsten Thron,
Liebe sei stets sein Lohn
Vom Vaterland.“

An der Vermählung des Herzogs Adolph mit der Großfürstin Elisabeth Michailowna von Rußland nahm das nassauische Volk besonders herzlichen Anteil. Namentlich für Wiesbaden und Dieblich gestaltete sich der Einzug des jungvermählten Fürstenpaares zu einer imposanten Feier. Ich gebe nachstehend das „Programm für die Feierlichkeiten bei der Heimführung Ihres Kaiserlichen Hoheit der Frau Herzogin Elisabeth zu Nassau“:

Erster Tag: Feierlicher Einzug Seiner Durchlaucht des Herzogs und Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Herzogin. Abends 1/2 9 Uhr Fackelzug der Bürgerschaft der Stadt Wiesbaden mit Serenade, ausgeführt von dem Männergesang-Verein, das städtische Rathaus gegenüber dem herzoglichen Palais wird illuminiert. Zweiter Tag: Präsentation bei Hofe. Festtheater bei erleuchtetem Hause. Dritter Tag: Diner bei Hofe. Ball im Kurzaal, den durchlauchtigsten Herrschaften gegeben von der gesamten Hof-, Militär- und Zivilbienererschaft. Vierter Tag: Freiball, von Seiner Herzoglichen Durchlaucht gegeben der Bürgerschaft von Wiesbaden und den Deputationen des Landes im Theater. Fünfter Tag: Großer Ball mit Souper bei Hofe.

Der „feierliche Einzug“ selbst entwickelte sich nach folgender Ordnung: Die berittene Begleitung bei dem Einzug der Herrschaften stellte sich an den Grenzen des Reichslandes der Stadt Wiesbaden auf der linken Straßenseite in der Weise auf, daß der rechte Flügel an der beflaggten Grenze anfang und der linke Flügel nach Erbenheim hin zu stehen kam. Es kamen zuerst die zum Cortège bestimmten Hofchargen, dann folgten die beiden Flügeladjutanten, der älteste Forstbeamte, der älteste Justizbeamte, die beiden Beamten von Wiesbaden, der Führer der reitenden Ehrengarde, die reitende Ehrengarde, die Beamten und deren Stellvertreter, die Rezepturbeamten, das gesamte Forstpersonal, die Postmeister und die Postillons. Das Forstpersonal stellte sich nach den acht Oberforstamtsbezirken getrennt auf. Dem rechten Flügel gegenüber auf der anderen Straßenseite hatten der Stallmeister und die ihm beigegebenen Marstallbediensteten Stellung genommen. Der Oberpostmeister fuhr von der Grenze in dem herzoglichen Wagen voraus. Bei der Annäherung der Herrschaften salutierte die Ehrengarde militärisch, die übrigen Berittenen vom Zivilstande aber durch Abnahme der Hüte.

Aus der Bürgerschaft wurden Festordner gewählt, welche an einer über der Brust getragenen orange-blauen Schärpe erkennbar waren und denen die Aufgabe zufiel, bei der Aufstellung der städtischen Korporationen mitzuwirken, die in der Wilhelmstraße bis zum Eingang in die Burgstraße Spalier bildeten. Die Schützengarde stellte sich dem Museum gegenüber auf; sie entbande eine Ehrenwache von 24 Mann an das nach Erbenheim hin gelegene Tor der Ehrenpforte. An die Schützengarde schlossen sich, nach den Gewerben mit Fahnen versehen, die Bürger Wiesbadens in folgender Ordnung an: Bäcker, Müller, Metzger, Küfer und Bierbrauer; Schreiner, Schlosser, Glaser, Lächer und Spengler; Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Dachdecker und Ziegler; Schuhmacher; Schneider, Kappenmacher und Sädler; Schmiede, Wagner, Lackierer, Sattler und Tapezierer; Häfner, Nagelschmiede; Seiler und Dreher; Buchhändler, Buchdrucker, Lithographen und Buchbinder; Gerber, Färber, Seifensieder und Putzmacher; Kupferschmiede, Messerschmiede, Zinngießer und Pumpenmacher; Barbieri und Friseure; Weber, Strumpfweber und Tuchfabrikanten; Kaufleute, Goldarbeiter, Uhrmacher und Gürtler; Landwirte und Gärtner; Zeugschmiede, Optiker und Mechaniker; dann folgten: der Männergesang-Verein, die Deputationen der übrigen Städte des Herzogtums und die Deputationen der Landgemeinden. Die Burgstraße blieb des beschränkten Raumes wegen frei. Vor dem herzoglichen Palais, von dem Einfahrttor an bis nach der Mühlgasse, wurde ein Bataillon Linientruppen als Ehrenwache aufgestellt.

Zwischen der Plezmühle und dem Busch'schen Garten nahmen die Bürgerstöchter Aufstellung, weißgekleidet mit orange-blauen Schärpen, dann kamen die Schüler und Schülerinnen der höheren und Volks-Schulen. In dem von der Ehrenpforte gebildeten Kreise stand die Geistlichkeit, der Magistrat der Stadt Wiesbaden und die zur Übergabe des Huldigungsgebetes bestimmte, aus zehn Personen bestehende Deputation der Städte. Sobald die Herrschaften in die Ehrenpforte einfuhren, traten sechs Jungfrauen vor und überreichten Gedicht und Bouquet, und die beiden Geistlichen, sowie der Stadtschultheiß von Wiesbaden hielten ihre Ansprachen.

Nach der Einfahrt des herzoglichen Paares in das Schloß setzte sich der Festzug in Bewegung und defilierte vor dem Palais.

Die Ehrenpforte zeigte eine große Anzahl Inschriften. Auf der Vorderseite des höchsten Bogens stand (nach einer handschriftlichen Aufzeichnung):

„Dem hocherhabenen Fürstenpaar
Das treuergebene Volk.“

Auf der Rückseite:

„Auf des Vaterlandes vielgeliebtem Boden
Erfreut uns heut ein längst ersehntes Glück.“

Auf der ersten Seitenfläche des inneren Bogens stand:

„Mit dem feierlichsten Gruß
Aus freudbefüllten Herzen,
Mit dem ehrfurchtsvollen Willkommen
Aus tiefbewegter Brust
Empfange hocherhabenes, hochbeglücktes Fürstenpaar
Der treuen Liebe
Altbewährten Sinn!“

Die linke Seitenfläche trug die Inschrift:

„Ja! mit Treu' und Liebe weihen wir
Dem Fürsten Herz und Hand;
Nun blühe ihres Hauses Bier,
Nun blüh' das treue Vaterland,
Und nun auch weihe stets
Der Liebe goldne Frucht
Die Fürst und Volk erfreut.“

Auf kleinen Täfelchen standen folgende Widmungen:

„Dem schönsten Fürstenruhm.“
„Dem Glück der Eintracht.“

An einer besonders guten Stelle stand die „Weihung“:

„Glänzend zu verherrlichen dies frohe Jubelfest
Steht reichumschmückt Nassovias Weihaltar,
Siehe! Seines heil'gen Feuers goldene Flamme,
Sie deutet stolz auf schön erfülltes Hoffen
Und dankerfreut hebt unser Schutzgeist
Still den Segensblick empor.“

Der Hauptaufbau der Ehrenpforte trug verschiedene Inschriften, u. a.:

„Wie es uns der Sinn gebietet,
Wie es uns im Herzen schwellt,
Wie wir denken, wie wir fühlen,
Was wir wollen, was wir wünschen
Kein Geheimnis bleibt das heut!“

Von den „Gedichten zur Deutung des Festzuges auf dem von der Hof-, Militär- und Zivilbienererschaft gegebenen Ball“ seien folgende mitgeteilt:

Dieblich.

Grünende Matten,
Köstliche Schatten,
Balsam der Düfte,
Kühlende Lüfte.
Sie laden dich ein
Ins Schloß am Rhein.
Wilst du sie schauen
Die lachenden Auen?
Es harret der Rahn —
Die Segeln wallen, der Schiffer legt an.

Die Bergleute.

Wir steigen hinab
In die ewige Nacht,
In den finsternen Schacht,
In das schaurige Grab;
Nahn sprengt des Bergmanns feste Hand
Die Felsenwand.
Und trachend stürzt von des Hammers Stoß
Der tüchtigen Kobolde Zauberschloß.
Glück auf! Glück auf!

Wir holen das Eisen zu Pflug und Schwert,
Zum heiligen Kampf für Altar und Herd.
Wir tragen das Gold in des Reichen Saal
Und sind zufrieden bei ärmlichem Mahl.
Glück auf! Glück auf!

Die Fischer.

Wenn alles ruht, der Fischer wacht,
Er fährt hinaus in stiller Nacht,
Und fröhlich in seinem schwimmenden Haus
Wirft er die Netze, die Angeln aus!
Fischer, ja Fischer möcht' ich sein
Dort auf dem tiefen, dem wogenden Rhein.

Die Jäger.

Hinaus, hinaus in den grünen Wald,
Wo das Hifthorn tönt, wo die Büchse knallt,
Der Morgen fängt an zu tagen.

Wo das edle Wild in eiliger Flucht
Vor dem tödenden Blei sich zu retten sucht,
Hinaus zum fröhlichen Jagen!

Hinaus, hinaus in den dunkeln Hain
Bei Regen, bei Kälte, bei Sonnenschein,
Der Jäger wird danach nicht fragen.

Ihn schützt gar wohl der leichte Hut,
Das grüne Kleid, der feste Mut —
Frisch auf zum Jagen, zum Jagen!

Und kehrt er am Abend ermüdet zurück,
Da grüßt ihn der Burgherrin liebender Blick,
Die Kinder, sie eilen entgegen.

Dann mündet ihm köstlich das frohe Mahl,
Er leert bis zur Reige den gold'nen Pokal
Und preiset den göttlichen Segen.

Winzer und Winzerinnen.

Wir keltern die Traube,
Es perlet der Wein,
Wir fliegen zum Tanze
Und schlingen den Reih'n,
Wir scherzen und jauchzen,
Es schallt der Gesang,
Wir küssen und Herzen
Bei Becherklang.

Nassauer treue.

Eine Burg noch führ' ich dir vor,
Sie hat nicht Kiegel, sie hat nicht Tor,
Sie ist nicht von Stein und verwittert nicht,
Sie steht, bis der Erdball zusammenbricht.
Sie ist mit Augen nirgends zu schau'n,
Doch magst du dich sicher ihr anvertrau'n.
Sie ist auch dem Ärmsten wohlbekannt,
Sie ist Burg Nassauer treue genannt.

Die Bewohner der Stadt Viebrich widmeten dem einziehenden Fürstenpaar folgendes hübsche Gedicht:

„Es hat der Mai mit seinem milden Strahle
Die Welt verjüngt und alles neu belebt;
Auf grüner Au, im blumenreichen Tale
Weht sein Panier, von Blumen Duft umschwebt.
Der Lerche Gruß tönt aus den Lüften nieder;
Des Waldes bunte Sänger kehren wieder,
Des Himmels azurblaue Wölbung ruht
Auf Bergeshöhe und auf des Stromes Flut.

In diesen Tagen, reich an Lust und Leben,
Sei uns willkommen, hohe Fürstin, hier.
Nicht prächt'ge Feste können wir dir geben,
Nicht stolze Huldigungen bringen wir;
Doch uns erfüllt das freudige Vertrauen,
Du werdest huldvoll auf uns niederschauen
Und nicht verschmähen, edle Herrscherin,
Daß wir uns nah'n mit treu ergeb'nem Sinn.

Gern wirst du weilen in den weiten Räumen
Des Parkes, der dieses Fürstenhaus umschließt,
Hier unter blühenden Kastanienbäumen,
Dort, wo der Springquell plätschernd sich ergießt,
Hier, wo die Lindenbaldachine wogen,
Dort, wo im Busch die Nachtigallen klagen,
Balb, wenn Aurora durchs Gezweige blinkt,
Balb, wenn der Abend taugend nieder sinkt.

Hier möge dir ein Peterhof erblühen,
Parskeo-Selo und Oranienbaum!
Im Strahlenglanze möge dich umgähnen
Die neue Heimat und der schöne Traum
Sei Wirklichkeit! In lieblichen Gestalten
Soll hier Natur und Kunst dich stets umwalten,
Dein Geist sei heiter nur und froh bewegt,
Dein edles Herz, das jede Tugend hegt.“
usw.

Der Herzogliche Medizinalrat Peter Josef Devora zu Wiesbelters feierte die frohe Heimführung der Großfürstin Elisabeth von Rußland in etwas überschwenglicher Weise so:

„Sproß aus deutschem Cäsaren-Geschlecht, Beherrscher der schönsten Gauen im heimischen Land, der Freuden spendende Hymen hob dich zum Throne des Glücks! Es empfängt ein glückliches Volk heut“

Dich, die Liebe des Volkes! An des Taunus heilenden Quellen, An dem Strome des Mains und dem rebenküssenden Rheine, An den Ufern der Lahn, die Städte nährt und Gewerke, Und wo fließet die Elz, wo die Mäster rauscht und die Dill tönt, Freudig melodische Fluten bewegt, da scholl auch die Kunde: Daß du die Mutter führest ins Land! O, schaue die Freude Jubelnder Stämme Thuislands, die von dem kräftigen Zweige Goldene Früchte des Völker Glücks in Wonne vorausseh'n!

Das Regierungsjubiläum des Herzogs Adolph feierte die Stadt Wiesbaden mit einem Fadelzuge nebst Serenade am Vorabend des 20. August 1864. Die Aufstellung des Zuges erfolgte im Hofe der Artilleriekaserne um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr in folgender Ordnung: 1. Artilleriemusik zu Pferde. 2. Das Bürgerchützenkorps. 3. Eine Abteilung Feuerweh. 4. Das Festkomitee. 5. Die Stände. 6. Das Offizierkorps, begleitet von einer Anzahl Unteroffiziere. 7. Die Gemeinde- und Staatsbehörden. 8. Schüler der Gymnasien und der übrigen Schulen. 9. Die Regimentsmusik. 10. Das Sängerkorps. 11. Der Männerturnverein. 12. Die Bürgerschaft. 13. Die Viebricher Jägermusik. 14. Ein Bergmannszug.

Der Zug bewegte sich durch die Kirchgasse, Langgasse, untere Webergasse, Burgstraße auf den Marktplatz. Dort wurde die Serenade in folgender Ordnung gebracht: 1. Jubiläumsmarsch von Keler-Bela. 2. Festlied mit Instrumentalbegleitung von J. B. Hagen. „Mein Vaterland“, Lied von Baumgartner, und „Abendlied“ von Fr. Abt. 4. Festgesang mit Instrumentalbegleitung von F. Mendelssohn-Bartholdy. 5. Ein Hoch auf den Herzog, ausgebracht vom Bürgermeister. Raketen Signale, bengalische Beleuchtung des Platzes, Glöckengeläute und Kanonensalven. 6. Allgemeiner Chor: „Heil dir im Bürgertranz.“ 7. Abholung und Aufstellung der Lampen am Rathaus. Der Abmarsch erfolgte sodann durch die Burgstraße auf den Kurfaalplatz, wo die Fadeln verbrannt wurden. Auf dem Borsing-green fand ein großes Feuerwerk statt, das in zwei Abteilungen abgebrannt wurde und mehr als 2000 Feuerwerkskörper umfaßte.

Am 21. August, nachmittags 3 Uhr, fand im Hotel Viktoria ein „Festbühnen“ statt. Das Festprogramm während des Diners im herzoglichen Schlosse in Viebrich umfaßte einen Herzog Adolph-Jubiläum-Festmarsch von Keler-Bela, eine Jubel-Ouvertüre von C. M. v. Weber, Szenen aus der Oper „Il Trovatore“ von Verdi, Demolitions-Polka von Joh. Strauß, „Tomnärchen“, Potpourri von Faulvetter (35 Nummern), Carnevals-Postkasper, Walzer von Joh. Strauß, Szenen aus der Oper „Faust“ von Gounod, Technikus-Cardas von M. Windt und Szegeny. D.

CS

Der Seidenbau in Nassau.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sah es mit der wirtschaftlichen Lage in unserem Nassauer Ländchen recht trostlos aus. In vielen Orten hatten zwei Drittel der Bewohner ein so geringes Einkommen, daß ihre Familien darben mußten und das bessere Drittel fand sich so weit mit den ungünstigen Verhältnissen ab, daß es sein tägliches Auskommen hatte. Es ist daher begreiflich, daß man auf allerhand Maßnahmen verfiel, um dem verarmten Volke aufzuhelfen. Daß man dabei Fehlgriffe tat, erkennen wir aus der Einführung des Seidenbaues in unsere heimischen Gauen.

Um den Seidenbau in unserem Ländchen zur Einführung zu bringen, bildete sich um oben genannte Zeit in Wiesbaden ein „Verein zur Beförderung der Seidenzucht in Wiesbaden“. Damit die Sache in Schwung kommen sollte, gedachte man, den Seidenbau auf ganz Nassau auszudehnen. Oberlehrer Thielmann aus Wiesbaden wandte sich im „Allgemeinen Schulblatt“ an die Lehrerschaft des Bezirks, damit sie das neue Werk fördere. In dem Aufrufe sagt er: „Ein neuer Nahrungsweig ist in unserem Herzogtum in der Einführung begriffen, nämlich der Seidenbau. Ich wollte, von der Wichtigkeit der Einführung desselben überzeugt, dessen Begünstigung und Förderung hiermit meinen Kollegen empfehlen, und ich glaube, daß dadurch, wenn sich recht viele Lehrer der Seidenzucht widmen, dem Proletariat auf außerordentliche Weise gesteuert und Arbeitsamkeit und gesteigerter Wohlstand

befördert wird. Es kann nämlich von den einzelnen, wenn die Sache auch im kleinen betrieben wird, immerhin eine Einnahme von 20 bis 40 Gulden fürs Jahr erzielt werden. Das ganze Geschäft der Seidengewinnung ist in 35 bis 40 Tagen abgetan, einfach und leicht, und kann selbst von Kindern und alten gebrechlichen Leuten vollzogen werden. Lehrer, die sich der Sache annehmen, müssen natürlich vorerst für die Anpflanzung des Maulbeerbaumes sorgen, damit genügend Futter für die Raupen vorhanden ist. Für die Anpflanzung von Maulbeerbäumen und für die Gewinnung der meisten und besten Seide hat der Verein zur Verbreitung der Seidenzucht im Herzogtum Nassau Preise von 5 bis 40 Gulden ausgesetzt; auch an einzelne Lehrer und Schulkinder werden Preise verteilt. Lehrer können kostenlos Mitglieder des Vereins werden; andere Personen zahlen fürs Jahr 24 Kreuzer."

Es wurde eine gedruckte Anweisung verfaßt über die Aufzucht von Maulbeerbäumen, die Pflege der Raupen, die Gewinnung der Gespinste und die Verwertung der Kokons. Der Wiesbadener Hauptverein bot gleichzeitig junge Maulbeerbäume und Seidenraupeneier unentgeltlich an.

Auch die Herzogliche Regierung förderte das Unternehmen, indem sie am 27. Dezember 1852 eine Verordnung erließ, in welcher sie darauf hinweist, daß der Wiesbadener Zentralverein um ihre Mitwirkung bei der Einführung des Seidenbaues gebeten habe. Eine Grundbedingung des neuen Unternehmens sieht die Regierung in einer vermehrten Zucht des weißen Maulbeerbaumes, der überall da fortkomme, wo der Obstbau in Blüte stehe. Da das fast überall im Herzogtum der Fall sei, so belege seiner Aufzucht wohl keinen Schwierigkeiten, namentlich in dem südlicheren Teil des Herzogtums. Sie ersucht zum Schluß die Forstbehörden, an passenden Stellen in den Gemeindeforsten auf die Anpflanzung der Maulbeere hinzuwirken und bereits vorhandene Anlagen in ihren besonderen Schutz zu nehmen.

Den 6. Juni 1853 richtete die Ministerialabteilung des Innern an die Herzoglichen Schulinspektoren gleichfalls einen warmen Appell, für die Förderung des Seidenbaues Sorge zu tragen. Sie empfahl für den Zweck die bei dem Buchhändler W. Friedrich in Wiesbaden erschienene „Anleitung zur Erziehung und Behandlung des Maulbeerbaums, sowie zur Seidenzucht“.

Auf Anregung des Vorstandes des Wiesbadener Vereins zur Förderung der Seidenzucht wurde ferner dem Verwaltungsrate der Taunusseisenbahn der Wunsch unterbreitet, die Bahndämme mit Maulbeerbäumen bepflanzen zu lassen. Die Bahnverwaltung kam dem bereitwilligst entgegen und ließ eine Strecke von 1325 m mit Maulbeerheiden bepflanzen.

Wie alles Neue, so wurde auch der Aufruf zur Seidenzucht in der nassauischen Lehrerschaft freudig aufgegriffen und zunächst mit der Anpflanzung des Maulbeerbaumes begonnen, selbst auf dem Westerwalde. So schreibt ein Lehrer aus Füssingen: „Im Frühjahr 1853 stellte ich beim hiesigen Ortsvorstande den Antrag, Maulbeerbäumchen anzukaufen, deren Anpflanzung und Pflege ich übernehmen würde. Er zweifelte an der Aufzucht und wollte anfangs nichts von der Sache wissen. Endlich willigte er ein; ich ließ hundert zweijährige Maulbeerbäumchen von Wiesbaden kommen. Im Frühjahr 1854 folgte eine zweite Sendung von 200 Stück und 5 Lot Maulbeersamen. Die Bäumchen zeigten nach zwei Jahren einen üppigen Wuchs und eine Höhe von 6 bis 8 Fuß. Die Blätter waren groß und saftig. Auch der Same war aufgegangen. Selbst die winterliche Kälte hatten die Bäumchen gut überstanden. Im Sommer 1855 fütterte ich einige Seidenraupen und hatte die Freude, den Bauern einige Kokons zeigen zu können. Auch die Lehrer in Laß und Hausen hatten damals Maulbeerbäume angepflanzt.“

Im Jahre 1858 bestanden bereits an vielen Orten des Herzogtums größere und kleinere Maulbeerpflanzungen, so daß von dem Hauptverein in Wiesbaden schon Prämien verausgabt werden konnten. Es erhielten Lehrer Jäger aus Oberlahnstein 15 Gulden, Seminarlehrer Hartmann zu Montabaur, die Witwe des Lehrers Scherer zu Camp, Lehrer Schneider zu Fischbach, Priester zu Holzappel, Meier zu Walsdorf, Müller zu Panrod, Pfaff zu Füssingen, Henninger zu Weßkirchen, Alberti zu Kuntel, Laubach zu Hasselbach und Groß zu Odersbach je 10 Gulden. Die Lehrer Gläser zu Limburg, Kolb zu Rambach, Jung zu Camberg und andere hatten früher schon Preise erhalten. Auf der Generalversammlung, auf der die eben genannten Preise verteilt wurden, gab man auch bekannt, daß Lehrer Dörr in Unterliederbach recht schöne Erfolge mit der Zucht von Kokons erzielt habe.

Trotz all der eifrigen Maßnahmen, die von den verschiedensten Seiten in die Wege geleitet wurden, um die Seidenzucht zu fördern, scheint die Sache im Sande verlaufen zu sein. Es erinnern im Nassauer Lande heute nur noch vereinzelt stehende Maulbeerbäume an den ehemals mit großer Hoffnung in die Wege geleiteten Seidenbau.

J. Brumm.

Altnassauer Allerlei.

Th. Sch. **Der Aberglaube im Heilverfahren auf dem Westerwalde im 18. Jahrhundert.** Zu Zeiten der Väter und Schöpfer galt bei Erkrankungen bekanntlich der Aderlaß als wichtigster und nächstliegenden Eingriff in den Organismus des menschlichen Körpers. Wurde durch ihn eine Besserung des Leidens nicht erzielt, die man durch Neuanregung des Blutumschlages erhoffte, so wollte man an der Art und Farbe des Blutes den Sitz und die Schwere der Krankheit erkennen. Auf dem Westerwalde nun hielt man zur Vornahme dieser wichtigen Handlung die Wahl eines bestimmten Tages und die Berücksichtigung des Standes der Gestirne für unbedingt erforderlich. Und um hierin seinen Lesern eine Anleitung zu geben, führte der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Verlage des Dillenburgischen Waisenhauses erschienene „Nassauische Patriot“ folgendes aus: Aderlassen soll nicht an dem Tage geschehen, wann der Mond neu oder voll, auch nicht, wann er mit Saturnus oder Mars in Zusammenkunft, Gevierteckeln oder Gegenseiten steht, auch nicht, wann der Mond in dem Zeichen läuft, dem das kranke Glied zugeeignet wird, denn es beherrscht der Widder: das Haupt, Angesicht und Zähne, darinnen ist gut Aderlassen, außer am Haupt nicht; der Stier: den Hals, Kehle, Rachen, darinnen ist gut Aderlassen; die Zwillinge: die Arme, Schultern und Hände, darinnen ist böß lassen; der Krebs: die Lunge und ganze Brust, ist gut arzneien und mittelmäßig Aderlassen; der Löwe: das Herz, Magen und Rücken, darinnen ist böß lassen; die Jungfrau: das Eingeweide, Bauch und Nieren, böß arzneien und lassen; die Waage: den Nabel und Blas, gut arzneien und lassen; der Skorpion: die Scham, Nieren und After, gut arzneien und mittel lässig; der Schütz: die Dieh und Bein, darinnen ist gut lassen; der Steinbock: die Knie und Schienbein, böß lassen; der Wassermann: die Schienbein, gut arzneien und Aderlassen; die Fische: die Füße, gut. — In der richtigen Erkenntnis, daß wohl nur die wenigsten seiner Leser so himmelskundig waren, um von seinen Ausführungen zu profitieren, fügte der „Patriot“ für den gemeinen Mann ein „Aderlaß-Tafelein“ mit Erläuterungen bei. Das Aussehen des entnommenen Blutes ließ noch mehr Fehlschlüsse zu als die Wahl des Tages für den Aderlaß, denn man vermutete: „War das Blut schön rot und mit Wasser bedeckt — gute Gesundheit, rot und schaumig — viel Geblüt, rot mit einem schwarzen Ring — Gicht, schwarz mit Wasser drunter — Wasserfucht, schwarz mit Wasser drüber — Fieber, schwarz mit einem roten Ring — Gicht, schwarz und schaumig — kalte Flüsse, weißlich — Verschleimung, blau — Müßschwachheit, grün — hitzige Galle, gelb — Leberschaden, wässerig — bößen Magen.“

J. B.-G. **Der unzufriedene Frühlmesser.** Am 12. Dezember 1802 kam der Bilar Bollrath als Frühlmesser an die Kirche zu Eltvile. Als Gehalt wurden ihm 147 Gulden gewährt, die bei weitem nicht für seinen Unterhalt reichten, obgleich er ein sehr genügsamer Mensch war. Damit er wenigstens einigermaßen bestehen konnte, nahm ihn seine Schwester, die in Eltvile wohnte, in ihr Haus. Dem Frühlmesser mag es wohl nicht ganz angenehm gewesen sein, daß er sich nicht allein durchbringen konnte, und er wandte sich daher an seine Gemeinde um eine bessere Dotation seiner Stelle, die ihm aber versagt wurde. Bei einer erneuten Eingabe, die er einige Zeit später beim Kirchenvorstand einreichte, nahm er die Gelegenheit auf der Kanzel wahr, um der versammelten Gemeinde seine trostlose Lage zu schildern, wobei er mit den Worten schloß:

„Erhalt ich nun nicht Holz und Quartier,
So bleib' ich nicht mehr länger hier.“

J. B.-G. **Das dankbare Neudorf.** Freiherr Jakob von Fuchs ließ im Jahre 1717 die Kirche zu Neudorf im Rheingau bedeutend erweitern und zahlte die gesamten Baukosten. Die dankbare Einwohnerschaft ließ aus diesem Anlaß zum ewigen Gedächtnis über der Tür des Gotteshauses folgenden Spruch eingraben:

„Jakobus Fuchs, der edle Herr,
Iphoffers Amtsverweser,
Sah ein und liebte allezeit
Die Spiegel der Gerechtigkeit,
Dum wurd' so reich, daß dies Gotteshaus
Er erweitern ließ zur Straß hinaus,
Mit tausend Gulden Franken,
Neudorf sollt's ihm nit danken?
Ja freilich, dies denn gnädiglich
Dir Gott vergelte ewiglich. Amen.“